

ZUWANDERUNG

Der Muskelmann und die zwölf Rumänen

Von Judith von Sternburg



Der Römerberg zu Frankfurt.
Foto: Chris Hartung

Kompakt und anregend drehten sich die Römerberggespräche am Samstag im Schauspiel Frankfurt unter dem Titel „Ausgrenzung und Eindämmung“ um „Alte Ressentiments, neuen Nationalismus in Europa“.

Etwas zu wissen, mag etwas ändern. Verlass ist nicht darauf. Etwas wissen zu können, heißt jedenfalls noch gar nichts.

Trotzdem könnte man sich beispielsweise einmal merken, dass der Historiker und Migrationsexperte Klaus J. Bade erklärte, von den als „Sozialbetrügnern“ registrierten Personen in Bayern 2012 (neuere Zahlen gebe es noch nicht) seien 86 Prozent deutsche Staatsbürger gewesen. Hingegen hätten sich zwölf (12) Rumänen darunter befunden, kein Bulgare. Die Zahl der Toten, die der „multinational geführte Krieg gegen Flüchtlinge“ an Europas Grenzen unterdessen fordere, entspreche denen eines mittleren Krieges. Man sage später nicht, sagte Bade, man habe nichts davon gewusst.

„SCHLIMME ZUSTÄNDE“ Kompakt und anregend drehten sich die Römerberggespräche am Samstag im Schauspiel Frankfurt unter dem Titel „Ausgrenzung und Eindämmung“ um „Alte Ressentiments, neuen Nationalismus in Europa“. Dabei wurde selten der Teufel an die Wand gemalt, vor allem ging es darum, einigen Stereotypen und gängigen Ansichten wenigstens halbwegs auf den Grund zu gehen. Auch Bade wollte nichts verharmlosen, schon gar nicht allerdings, wie in Deutschland mit dem Thema Migration umgegangen wird. Denn längst, so Bade, hätte sich eine Integrations- in eine Gesellschaftspolitik verwandeln müssen, da es offenkundig notwendig sei, auch die Mehrheitsgesellschaft mit der veränderten und angesichts der demografischen Entwicklung unumkehrbaren Situation vertraut zu machen. Stattdessen diene „negative Integration“ als „Selbstvergewisserung“ für Verunsicherte: „Wir wissen nur noch, wie wir nicht werden wollen.“

Im Verhältnis zum aus seiner Sicht totalen Versagen der Politik schätzt Bade die Lage nicht so pessimistisch ein. Angesichts der „schlimmen Zustände“, die sich in einigen Kommunen zeigten – wobei Bade gerne ein konsequenteres Vorgehen gegen die mitverursachenden Ausbeuter sähe, etwa sogenannte Matratzenplatzvermieter –, empfahl er einen nationalen Sozialfonds für einzelne Städte. Ein Staat, der verschuldet in Not geratenen Banken helfe, müsse dies für unverschuldet in Not geratene Kommunen doch erst recht möglich machen.

Woher die klassische Engstirnigkeit? Der griechisch-österreichisch-schwedische Schriftsteller Aris Fioretos erinnerte im Gespräch mit Moderator Alf Mentzer (HR) daran, dass der Mensch gemeinhin selten Kosmopolit sei. Lieber lebe er in einer kleinen Box. Was die Ethnologin Susanne Schröter (Frankfurt/Jakarta) bestätigte, indem sie aus einer Gesprächsrunde mit Wiesbadener Marokkanern berichtete, diese könnten sich eine Heirat in eine türkisch-muslimische Familie partout nicht vorstellen. Es habe sich gezeigt, dass fast alle Personen der

Gruppe Cousinen 1. bis 3. Grades geheiratet hatten. Da wisse man, woran man sei, so das überaus vertraut klingende Argument der Männer.

Da Kenntnis des „Anderen“ vor Stereotypen nicht schütze, wie sich in Bürgerkriegen und Massakern von Ex-Jugoslawien bis zu den Molukken gezeigt habe, empfahl Schröter altmodisch Unpopuläres. Sie stellte die Frage, was so schlimm sei an Parallelgesellschaften (stets freilich unter Einhaltung von Recht und Menschenrecht). Und sie plädierte für eine „wachsweiche Form der Toleranz“. Nur, wo man sich nicht leiden oder nicht verstehen könne, sei sie doch von Interesse: als Hilfe für ein Zusammenleben im Dissens.

AN DIE EIGENE NASE FASSEN Als es im Anschluss vom Publikum aus anekdotisch und weniger wachsweich tolerant wurde – die „muslimischen Jugendbanden im Gallus, die einen nicht mal grüßen“, angesprochen wurden sowie Benimmregeln überhaupt –, riet Bade, sich wenigstens in der Benimmfrage an die eigene Nase zu fassen. Und weil man jetzt schon in Frankfurt war, passte es, dass die Pfarrerin Sabine Fröhlich vom Kirchenasyl für 22 Afrikaner in der Gutleutkirche berichtete – „lieber blauäugig als blind, haben wir uns gesagt“. Rechtsanwalt Reinhard Marx sprach von der „Fiktion“, dass in allen EU-Staaten gleiche Standards für Asylsuchende herrschten. Die Nigerianer und Ghanaer in der Kirche, denen meistens, so Fröhlich, die Abschiebung nach Italien drohe, seien dort ohne Perspektive. Einlaufende Jobangebote hier könnten wegen der fehlenden Arbeitserlaubnis dagegen nicht einmal geprüft werden.

Yasemin Shooman von der Akademie des Jüdischen Museums Berlin versuchte, uns nocheinmal etwas mehr Aufmerksamkeit beim Reproduzieren von Stereotypen auf den Weg zu geben. Sie betonte die Asymmetrie einer Problematik zwischen Mehr- und Minderheit. Sie zeigte, wie rechte Bildpropaganda diese Asymmetrie übermalt und zugleich den rassistischen Unterton in der Islamfeindlichkeit entlarvt: dunkler muskulöser Teufel/Muslim beim Armdrücken gegen einen schlanken, sehr weißen Jesus.

Man müsse aber doch sagen dürfen, dass man den Islam doof finde, meinte eine Zuhörerin. Gewiss dürfe man das, so Shooman, wenn man der Ansicht sei, dass man das auch über das Judentum müsse sagen dürfen (ja, sagte die Zuhörerin) und sich des Kontextes bewusst sei. Wir reden nicht im leeren Raum, was oft bequemer und rücksichtsvoller wäre.

Artikel URL: <http://www.fr-online.de/kultur/zuwanderung-der-muskelmann-und-die-zwoelf-rumaenen,1472786,26963292.html>

Copyright © 2013 Frankfurter Rundschau